

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

143 (24.6.1931) Die Welt der Frau

# Die Welt der Frau

## Geh's Dich nicht auch an?

Immer düsterer werden die Ausblicke für die Zukunft weitester Volksteile. Ist es denkbar, daß nicht auch Du davon berührt wirst, Du arme Frau?

Daß Du nicht einen Kriegsbeschädigten in Deiner Familie, als Gatten, als Sohn, als Bruder oder Vater? Allen Kriegsbeschädigten sollen durch die neue Notverordnung ihre Renten genommen oder auch gekürzt werden. Triffst Dich nicht? Oder bist Du vielleicht Beamtenfrau oder Witwe? Gerade die kleinen Gehälter, die kaum ein bescheidenes Leben ermöglichen, werden schwer betroffen von der Notverordnung. Zu der bisher durchgehenden Notverordnung tritt eine neue, außerdem noch die sogenannte Krienslohnsteuer. (Bei einem Monateinkommen bis zu 300 M. beträgt sie ein Prozent). Die Hälfte der Kinderzulage für das erste Kind fällt künftig fort.

Ist Dein Mann oder bist Du selbst privater Lohn- oder Gehaltsempfänger, so trifft auch Dich neben der Einkommensteuer die Krienssteuer. Und das sollte Dich nichts angehen? Gehst Du oder Dein Mann oder jemand aus Deiner Familie zu den Kriensunterstützten, so mußt Du Dich gefast machen auf eine Senkung der Höhe um 5 Prozent. Gehst Du oder jemand Deiner Familie zu den Landarbeitern oder den jugendlichen Arbeitern unter 21 Jahren, so mußt Du gefast sein, daß Ihr aus der Arbeitslosenversicherung ausgeschlossen werdet.

Die erste Notverordnung wurde schmachhaft gemacht durch die Aufhebung von Preisrenten. Hast Du etwas davon bemerkt, arme Frau? Einige Lebens- und Bedarfsartikel sind wohl im Preise herabgegangen. Nicht herabgegangen aber sind die Preise für die Wohnungsmieten, für Gas, für Elektrizität, für häuslichen Gastofen u. a. Vieles ist sogar teurer geworden, z. B. das wichtigste Nahrungsmittel, das Brot. Gehst Du das alles nicht an, arme Frau? Weist Du auch nichts davon, daß durch den Einbruch der Sozialdemokratischen Partei der Brotpreis wieder herabgesetzt wurde? Das es nur ihrem Einfluß zu danken ist, daß die Wohnungsangelegenheit heute noch besteht, wenigstens für die kleinen Wohnungen. Wäre sie aufgehoben, so würden gerade da die Mietpreise hinaufschleusen, denn je knapper das Einkommen weiter Volksteile ist, umso größer ist die Nachfrage nach kleinen Wohnungen. Bestehende Ausgaben, Miete, Versicherungen, Steuern, Heizung, Beleuchtung bleiben auch nach der Notverordnung bestehen in gleicher oder noch erhöhter Höhe. Ihre Herabminderung wird nun erst recht zu einer schwer zu lösenden Aufgabe. Wer wird noch sparen können für sein Alter, für Krankheitsfälle? Alles, was Du bisher für Kulturzwecke ausgeben konntest, für Volkshochschule, Volkstheater, für bessere Schul- und Berufsausbildung Deiner Kinder, wirst Du aufgeben müssen, arme Frau. Ist Dir das alles ganz gleichgültig?

Du laßt, daß Dir an Deiner politischen Gleichberechtigung nichts liegt, arme Frau, daß Du überhaupt nichts von Politik verstehst und wissen willst. Nun, diese neue Notverordnung ist auch eine politische Frage. Die geht Dich gewiß doch viel an. Sie greift tief einwirkend in Dein Leben, in das Leben Deiner Angehörigen ein. Vielleicht erhoffst Du immer noch das Heil von den Nationalsozialisten. Bedenke, daß sie nichts von Frauenrechten wissen, daß sie den Frauen nur Pflichten auferlegen wollen. Ist es möglich, daß Du zu all den schweren Pflichten, die heute schon auf Dir lasten, noch neue übernehmen willst? Die Nationalsozialisten wollen auch zu neuen Kriegen haben. Weist Du nicht, arme Frau, daß der größte Teil aller Gläubiger, das auf Dir lastet, eine Folge des verlorenen Krieges ist? Willst Du wirklich einen zweiten, vielleicht noch furchtbareren Krieg erleben? Wenn Du das alles nicht willst, dann besinne Dich darauf, daß es eine Partei in Deutschland gibt, die sich für alle einsetzt, die das Recht auf Arbeit und Leben fordern! Eine Partei, die kämpft gegen Brotmangel und Mietwucher, gegen ungerechte Steuerbelastungen durch Schonung der kleinen Einkommen, die sich dafür einsetzt, daß georgt wird für die Kriegswunden und Arbeitsinvaliden, für die Arbeitslosen, die Alten, für Mutter- und Kinderhilfe! Eine Partei, die sich mit allen Kräften einsetzt für den Kampf gegen Kriegsgeld, gegen neues Völkermorden. Kennst Du diese Partei nicht, arme Frau? Gehe hin zu ihr! Hilf ihr durch Deinen Beitritt, Deinen Stimmzettel, Deine Mitarbeit, daß sie die Macht bekommt, die sie braucht, um ihre hohen Ziele zu verwirklichen! Es ist die Sozialdemokratische Partei, die Dich ruf, arme Frau. Geh sie nicht verächtlich rufen! Sie braucht Deine Hilfe. Mehr aber noch braucht Du ihre Hilfe im Kampf um eine bessere Zukunft für Dich und Deine Kinder. Anna Bloss.

## Im neuen Geschäft

Ein alltägliches Vorkommnis von Karl Wiener

Tarife sind Schall, Profstellen sind Rauch geworden.

Fräulein Kraft hatte nach fünfmonatlicher Arbeitslosigkeit endlich eine Stelle gefunden. Es war ein neues Geschäft und der Inhaber zahlte ihr monatlich hundert Mark netto. Sie war erst zwanzig Jahre alt. Ihr Gehalt war also jenseits tarifmäßig, denn der Chef bezahlte die Steuer und Versicherungsbeiträge. Sie war für das Büro engagiert mit üblicher neunstündiger Arbeitszeit, wöchentlich einem freien halben Tag, an strengen Tagen oder Ausfällen im Laden. Der neue Laden wurde eingerichtet. Zwei Wochen lang dauerte die Arbeitszeit bis 22 Uhr, also 12 Stunden; dann eine Woche lang bis 23 Uhr, also 13 Stunden; dann drei Tage lang bis 24 Uhr, also 14 Stunden. Das Geschäft ging viel besser als je geahnt, weil der Inhaber mit großem Umsatz, kleinem Nutzen und Barzahlung rechnete. Die Angestellten hatten von 8 bis 21 Uhr ständig zu bedienen, abzurufen, aufzufüllen oder vorzubereiten. Fräulein Kraft hatte in den ersten vier Wochen 7 Pfund abgenommen, in den nächsten vier Wochen abermals 5 Pfund; jetzt wog sie noch 99 Pfund. Der freie halbtägige Tag stand im Mond. Nur eine Stunde kam sie täglich zum Büro, manchmal überhaupt nicht. Täglich brachte die Post eine Anzahl Bittbriefe um Stellung. Es ist das alte Recht der Stellungslosen sich um Stellung umzuwenden, obwohl das Suchen von Haus zu Haus — brieflich und persönlich — fast ganz zwecklos ist. Nach acht Wochen waren wohl zehn Dutzend solcher Bewerbungen angenommen. Alle diese Bewerbungen waren Angriffe auf die vier Stelleninhaber, waren Bittbriefe gegen den Gewerkschaftssekretär, waren Schritte gegen den Tarifvertrag.

Der Geschäftsführer hatte freie Wohnung, Essen und 150 Mark netto monatlich. Zwei Dutzend Bewerber belagerten seine Kasse mit der Forderung des verarmten Schaffenswillens, unterließ durch das schwere Geschäft des Lohnverlangens bis herunter zu 50 Mark monatlich. Drei Dutzend Bewerberinnen schlangen ihre Feder gegen die Stellung von Fräulein Kraft. Sie boten ihr Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten, ihr Alter und ihre Jugend an bis herunter zum Preise von 60 Mark monatlich. Und vier Dutzend oder noch mehr Bewerberinnen rüdten in breiter Front an für jede Tätigkeit, von Buchhaltung und Korrespondenz bis zum Ladenfahren nach Feierabend. Die Höchstforderung lautete auf 85 Mark netto, die niedrigste Bitte war etwa die Hälfte, viele stellten die Entlohnung ganz in das Ermessen des Herrn Chef. Und das alles für eine alltägliche Tätigkeit von mindestens zehn Stunden, meist wurden es aber deren elf. Da fiel der Wert des Stundenlohns von 39 auf 20 Pfennige. Und für 20 Pfennige wollten die Bewerberinnen täglich neun Stunden aufmerksam eine „anständige Frau“ nach der anderen zufriedustellen, wolkten Herren und Arbeiter, Frauen und Dienstmädchen bedienen, Kaffeestellen als vorzüglich räumen, Süßkrüge loben, Meise preisen, Schokolade, Keks, Pralinen empfehlen, von dem allem sie noch niemals gehört hatten. Und am Abend sollte sie nach dem Verkaufstage die Regalreihen jeder Verkäuferin bis zu tausend Mark Verkauf aufweisen. Denn der Laden ging trotz der schlechten Zeiten gut. Ständig waren in den Hauptstunden 5 bis 25 Kunden anwesend. Streng genommen hatte keine Verkäuferin die Zeit zum Putzen der Regale. Mühe der Laden um 7 Uhr geschlossen worden (denn die Postleuchte es nicht anders), dann gab es noch eine Menge Arbeit zwei Stunden lang. Nun war das ganze Personal jenseits, arbeitete zu langsam, war zum Aufhängen zu dumm. Kurz: jedes hatte Fehler wie ein alter Karrenkaut.

Dann geschah auch, was Fräulein Kraft schon lange befürchtete. Ihr Chef sagte zu ihr: „Sie wissen, wie viele Angebote sowohl von Verkäuferinnen wie für den Bürodienst vorliegen. Sie haben ein Gehalt von hundert Mark. Ich will nicht die niedrigsten Angebote auf Sie anwenden, aber mehr als 75 Mark kann ich Ihnen künftig nicht geben. Reden Sie mit Ihren Eltern und geben mir dann Nachricht.“

Das war hart für Fräulein Kraft denn sie diente dem Geschäft mit fast übermenschlichem Fleiß; sie hatte aber auch den Stundenlohn übersteigt und mühte dessen Lohn von hundert Mark für 270 Arbeitsstunden haben. Daher antwortete sie: „Ich brauche mit meinen Eltern nicht zu reden, Herr Völkchen. Wenn ich jetzt billiger werde, dann muß ich später sicher zu einem noch geringeren Preis arbeiten, wodurch mein Unterhaltungsbeitrag im Falle der Arbeitslosigkeit immer kleiner wird. Ich kann mich nicht selber entwerthen und bitte, mein Gehalt zu belassen.“

„Das geht nicht. Keine Bewerberin verlangt hundert Mark netto. So muß ich Ihnen hiermit kündigen.“

„Denn muß ich mich fügen, Sie aber müssen die Not der Stelleninhaber zu Ihrem Vorteil um, Sie entlassen Angestellte, weil sich Arbeitslose aus Hunger billig anbieten.“

Ueberprüfend hatte Fräulein Kraft diese Antwort gegeben und wartete eine unhöfliche Rückantwort nicht ab, sondern ging fix in den Laden, wo sich die Käufer drängten. „Die Dame wünscht?“ fragte sie die nächste Kundin und lächelte, wie es sich gehört. Sie lächelte überlich, während sie innerlich weinte.

## Die Mode und ihr Spottbild

1700-1850

Ausstellung Mannheimer Schloss

Das unerhörte Thema der Mode, das gerade in der Nachkriegszeit durch seine extremen Wandlungen auf dem Gebiete der Frauenkleidung ein so einträgliches Bild seiner selbst geworden ist, hat alle Seiten schon beschäftigt: „Seuer sind Schleppe Mode, so lang, daß man flöhe damit fängt und Staub hebt...“ eiferte vor 400 Jahren ein Kanzleirechner, und angeht die Aktualität dieser Worte dürfte es somit ausichtslos sein, den Kampf gegen Wilderei in der Mode aufzunehmen.

Und doch gibt es eine Waffe, die einzige, Lächerlichkeit. Sie wurde angewandt — mit Erfolg? fragen wir lieber nicht! — in den Bildern der alten Kupferstecher und Grabstiler, die je nach ihrer künstlerischen und sozialen Tendenz die Auswüchse der Mode gezeichnet haben. Sehr oft geht das Spottbild einher mit der satirischen Kritik gesellschaftlicher Zustände, wie das in der härtesten und wirkungsvollsten Form der Françoise Honorée Daumier getan hat.

Dieser Künstler ist auch der künstlerische Mittelpunkt einer Ausstellung, die jetzt das Mannheimer Schlossmuseum eröffnet hat. Sie zeigt in ausgewählter Gegenüberstellung zuerst das Modebild einer bestimmten Zeit, daneben ihr Spottbild. Eine vergnügte Sache, die Räume mit diesen Bildern zu durchwandern. Das Menschliche, Allzumenschliche steht uns aus diesen Verzerrungen der Eitelkeit und des Gelfalttriebes an.

Es liegt in der Natur der „Sache“, daß das weibliche Geschlecht am meisten Zielobjekt des Spottes ihrer zeitgenössischen Karikaturisten ist. Reiz und Schamhaft, die Natur und der Stöckel, und alle die feinsten Angelegenheiten der Mode werden in dieser Liebertreibung hingestellt und sind auf uns, die Nachfahren, von überwältigender Komik. Wir lachen — und vergessen, daß wir selber uns oder so ähnlich verhalten. Der Mode als Folter, wie ein französisches Wort sie bezeichnete, entziehen sich nur wenige.

Die Ausstellung umschreibt eine Modeentwicklung von 1700 bis 1850, sie folgt getreu den nationalen, politischen und den Wandlungen der Lebensformen. Die Mode ist der lornische, oftmals auch der tragikomische Begleitert zu dem jeweiligen Zeitalter. Sie spiegelt aber auch wichtige Etappen in der geschichtlichen Entwicklung, wie z. B. die Aufhebung der Standstrich nach der französischen Revolution. Der Zusammenhang von Stand und Kleidung wird grell beleuchtet durch den in der Ausstellung hängenden Erlaß Kaiser Karls VI. aus dem Jahre 1732, der allen denjenigen, „so nicht Herren und Ritterstandes“ sind, das Tragen von ausländischen Stoffen verbietet.

Kann man noch der Modeentwicklung mit Recht sagen: „alles wiederholt sich nur im Leben.“ So ist es dabei tröstlich, daß auch der Ruf nach „nationaler“ und die Verurteilung fremdländischer Mode immer schon dagewesen sind. Ein ewiger Kreislauf vollzieht sich um die liebte Keuschheit des Menschen, und die Eiferer, die auch dabei nach „nationalen Gesichtspunkten“ verfahren wollen, hat es immer gegeben. In Wirklichkeit ist die Mode international, sie kennt keine Grenzen. Uns heutigen ist das selbstverständlich, aus der Ausstellung der Modebilder erfährt man aber, daß auch zu der Zeit, als man die Gavotte tanzte, und die Herren in Knöcheln gingen, es bei der Internationale der Eitelkeit und des Lebensgenusses keine „Erbsünde“ gab.

Wenn Prof. Waller, der Leiter des Schlossmuseums, in einer kurzen Betrachtung bei Gründung der Ausstellung die Ursachen der Mode in kulturgeschichtlichen Zeitaltern lichte, so mag das für die Zeit von 1700 bis 1850 zutreffen — wenn auch schon der oben erwähnte Erlaß die Rücksicht auf das einheimische Tuchgewerbe anzeigt. Heute aber ist das wirtschaftliche Moment der treibende Faktor, wie das allerletzte Modeentwicklung anzeigt durch den Rückfall in lange, enganliegende und reicher ausgestattete Kleider — für den weder Bedürfnis, noch der „Zeitgeist“ verantwortlich zu machen sind. Der Wunsch, der im gegenwärtigen Stadium des kapitalistischen Zeitalters zu einem Zwang geworden ist, auf industrielle Prosperität, erzeugt Modeprodukte, deren Tempo der Abflöschung durch immer wieder neue Variationen unerkennbar das Stigma einer ungelunden und zur Abflöschung reifen Wirtschaftsform trägt.

So landen wir bei der auf den ersten Blick so belustigenden Schau der Mode- und Spottbilder des 18. und 19. Jahrhunderts auch wieder an dem Punkte, der für uns Anknüpfungspunkt jeden Geschichtsstudiums ist: uns das zeitliche Nützliche zu liefern für das Verständnis unserer Epoche — und damit zu ihrer Überwindung. Walter Schirmeler.

## Die Kartenlegerin

Sie wohnte in einer der grauen Mietskasernen im Norden der Stadt. Ihr Alter war schwer zu bestimmen. Mit ihren grauen Haaren sah sie in der Stube, in der immer Halbdunkel herrschte, wie eine Sechzigjährige aus, während die hellere, frohlockende Stimme wie Annahme sofort zu widerlegen schien.

Es war ein eifriges Geben auf der Treppe und in ihrer Wohnung. Ihr Gemurmel hatte einen Zug, ohne Reflexion, nur durch Weisheitsempfehlung von Mund zu Mund, in den Sälen der Fabriken, in den Büros, an den Strassenenden, in den Geschäften, überall, wo arme, gebete Proletarierhine noch nicht erkannt hatten, daß die Zukunft nur im Menschen selbst liegt, und versuchen wollten, mit möglichst verschwommener Orakelbefragung das Kommende, bevorstehende zu erräteln. „Geben Sie zur Möbius!“ flüsternten die Frauen und Mädchen sich heimlich zu. „Die Möbius legt Ihnen die Karten wie keine andere. Jedes Wort trifft ein!“

Sie hauchte, eine moderne Waisin, in ihren beiden Stuben, die sie nur zu den notwendigsten Befragungen verließ. Um frühen Nachmittage begann das Kommen und Gehen in ihrer Wohnung. Mandmal saßen drei, vier Frauen zu gleicher Zeit in der einen Stube und warteten, während sie im Nebenzimmer eine Besucherin abfertigte. Männer kamen selten; nur von Zeit zu Zeit drückte sich ein niedergeborener Mann in die Stube, wartete mit scheuen, unsicheren Augen, bis er an der Reihe war, und schlich sich nachher wieder besagten davon. Arbeitslose, die nach langem, untätigen Warten auf den Nachweihen in ihrer Not und Verzweiflung nach der letzten Hoffnung griffen, die Karten betrogen ließen, ob sie bald wieder auf Arbeit und Brot rechnen durften.

Die Kartenlegerin forderte kein Honorar, Forderungen zu stellen verbot das Gesetz. Sie antwortete auf dahingehende Fragen nur: „Nach Belieben.“ — und strich mit gleichmütiger Miene und ohne ein Wort des Dankes die Mark ein, die ihr die Besucherin nach einem stillschweigenden Brauch auf den Tisch legte. —

Eine junge Frau sah vor dem Tisch, an dessen anderer Seite die Kartenlegerin Platz genommen hatte. Die Augen der Möbius glitzerten forschend über die vor ihr Sitzende, die verlegen und unsicher nach unten sah. „Sie sind zum ersten Male bei mir?“ fragte sie.

„Dawohl, wir sind erst vor kurzem hierhergekommen.“

„Die Tragerin nicht.“ „Zeigen Sie mir mit mal Ihre Hand!“

„Ihre Augen alteten lachend über die Hände bis zu den Armen hinauf. Es war vieles, was sich dem geübten Blick da verriet; die

Fingernägel zeigten noch Spuren einstiger Gepflegenheit, doch waren sie jetzt nicht mehr so sorgfältig beschnitten und geölt. Die Fingerringe waren zerbrochen, wie bei Menschen, die viel mit der Hand nahen. Um den Arm lagen zwei goldene Armbänder, ein stärkeres und ein dünnes, sogenanntes Freundschaftssetztchen.

Die Kartenlegerin sah wieder die Besucherin an. „Sie sind in anderen Umständen?“ — Die Frau nickte. — „In welchem Monat?“

„Im sechsten.“

„Nehmen Sie die Karte und denken Sie an das, was Sie wissen wollen.“ Sie reichte ihr ein Spiel Karten hin. Schweißend sah sie zu, wie die junge Frau die Blätter mit ungesicherten Händen ineinander hob. „Geben Sie ab!“

Am Anfang sah sie eine Karte nach der anderen herunter und verteilte sie auf den Tisch. Dann betrachtete sie nachdenklich die bunten Blätter.

„Es ging Ihnen früher besser — jetzt liegt ein Kreuz über Ihrem Leben. Ihr Mann hat seine Stellung verloren“ — ein flüchtiger, aber aufmerksamer Blick kreuzte die Besucherin, die, ohne es zu wissen, genickt hatte. „Er hatte ein gutes Einkommen, aber schon seit längerer Zeit ist er außer Stellung. Sie arbeiten jetzt, haben, aber Sie verdienen nicht viel.“

„Wird mein Mann bald wieder eine Stellung bekommen?“ unterbrach die Besucherin sie. Eine banale Gesprächsfrage klang aus ihrer Stimme.

„Vorläufig nicht — doch, halt, ich sehe hier eine Möglichkeit“ — sie verließ die Karten —, „aber nein, die geht wieder vorüber; die Karten liegen nicht günstig. Ein Monat steht Ihrem Mann im Wege... Sie haben Geld zu erwarten. Aber bis dahin dauert es noch einige Zeit; man kann aus den Karten den Zeitpunkt noch nicht genau feststellen.“

Sie verteilte die Karten anders über den Tisch, nahm dort ab und legte da zu. Dann fuhr sie fort: „Die Karten zeigen ein Kind. Sie werden ein Mädchen bekommen, aber hier schräg liegt der Fitz-Bube.“

Erschrack für die junge Frau zusammen: „Das bedeutet doch Sterben.“

Die Kartenlegerin schüttelte den Kopf. „Nein, zum Sterben liegt er nicht. Aber Sie werden eine schwere Geburt haben“ — sie verließ die Karten, murmelte vor sich hin: Das liegt hier im Wee, daneben die Traumkarte, Stahl und Eisen — sie fuhr zu der Besucherin, die sie angstvoll anstarrte, fort: „Es wird eine Zangengeburt oder ein Kaiserschnitt sein; die Karten zeigen Metall, das sind die Instrumente, und der Traum wird die Karte be-

deuten!“ Sie fügte noch ein paar allgemeine Bemerkungen hinzu. Dann fand sie auf: „Mehr ist heute nicht zu sagen. Vielleicht kommen Sie später noch einmal wieder!“

Schweigend legte die junge Frau ein Markstück auf den Tisch und verließ mit einem leisen „Guten Tag“ das Zimmer. —

„Erich Winkelmann sah keine Frau nachdenklich an. „Was hast Du denn, Annie?“ Du bist ja heute so sonderbar?“

„Die Gefragte wehrte höflich ab. „Nein, nein, Erich, das kommt Dir bloß so vor.“ Dann nähte sie eifrig weiter. Als sie Abends im Bette lag, warf sie sich unruhig hin und her. Ein paar mal schluchzte sie leise auf, bis ihr Mann, der noch am Tische saß, darauf aufmerksam wurde. Er setzte sich zu ihr auf den Bettrand. „Aun, soz mir mal, Annie, was Dich bedrückt“, fragte er leise die junge Frau.

Als sie wieder Ausschläge zu machen versuchte, nahm er ihr Gesicht in seine Hände. „Aber Annie, Du bist doch bis jetzt immer ehrlich gegen mich gewesen!“

Da erzählte sie ihm unter Tränen, was die Kartenlegerin zu ihr gesagt hatte. Er schüttelte erschrocken den Kopf. „Aber Annie, wie konntest Du da hingehen? Muß Du Dir denn nicht selbst sagen, daß kein Mensch das Kommende vorherfragen kann? Und nun hast Du Angst?“ Sie nickte. Er streichelte ihr beruhigend das Gesicht. „Nicht bangen! Morgen gehen wir zum Arzt, und Du läßt Dich untersuchen. Dann weißt Du, woran Du bist!“

Der Arzt lachte. „Kleine Frau, es ist alles in bester Ordnung bei Ihnen. Nur keine unnütze Angst haben! Aber“ — er wurde ernst —, „den Weibern mit ihrem verdammten Kartenlegen sollte man bald mal das Handwerk legen. Wieviel Unheil ist dadurch schon angerichtet worden, besonders bei sensiblen und furchtsamen Menschen!“

Eine leichte Anruhe blieb aber doch in Annie Winkelmann zurück, bis endlich die Entbindung die letzten Schatten vertrieß. Sie verlief glatt und schnell. Es war ein Junge. Als alles vorbei war, trat der glückliche Vater an das Bett seiner Frau. In den Händen hielt er das kleine, quäkende Bündel Leben. „Was sagst Du nun, Annie? Wenn Du erst wieder auf bist, dann nimmst Du den Jungen und gehst mit ihm hin zu der alten Hexe. Dann kannst Du ihr zeigen, wie ihre Prophezeiungen eintreffen!“

Sie lächelte mit frohen Augen zurück. „Nein, Erich, davon bin ich kuriert. Nie wieder gehe ich zur Kartenlegerin. Kein Mensch weiß, wie alles kommt. Durch solche falschen Voraussagen verliert man nur den Mut. Und den brauchen wir in diesen Zeiten nötig genug — aber zu anderen Dingen!“

Walter Schirmeler.